

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 48=68 (1902)

Heft: 8

Artikel: Theorie und Praxis : eine Manöverbetrachtung

Autor: Gertsch, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-97678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

XLVIII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXVIII. Jahrgang.

Nr. 8.

Basel, 22. Februar.

1902.

Erscheint wöchentlich. Preis per Semester franko durch die Schweiz Fr. 4. Bestellungen direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. Verantwortlicher Redaktor: Oberst U. Wille, Meilen.

Insertionspreis: Die einspaltige Petitzeile 35 Cts.; Annoncen-Regie: Haasenstein & Vogler.

Inhalt: Theorie und Praxis. — Die präsumptiven deutschen Armeeführer und die kommandierenden Generale der deutschen Armee. (Schluss.) — Cadres-Bestände — Generalmajor v. Sternegg's Schlachten-Atlas. — A. v. Müller: Die Wirren in China. — Beilage: Eidgenossenschaft: Kreisschreiben des schweiz. Militärdepartements. Ernennungen. Entlassung. Verteilung der Instruktionen der Infanterie pro 1902.

Theorie und Praxis.

Eine Manöverbetrachtung
von F. Gertsch.

II.

Wenn die Kugeln pfeifen!

Wie immer, veranlasste auch in den letzten Manövern jeder Tag zu der Betrachtung: „Wenn die Kugeln pfeifen, es gieng anders!“

Das wird so bleiben, solange Manöver abgehalten werden, und selbst dann so sein, wenn die Friedensübungen den höchst erreichbaren Grad der Kriegsmässigkeit erreicht haben.

Damit muss man sich also, bis zu einem gewissen Punkte wenigstens, abfinden. Ja es giebt in solchem Verhalten, von dem man auf den ersten Blick sagt, dass es wenn die Kugeln pfeifen anders wäre, sogar gewisse Dinge, die nicht nur nicht unterdrückt werden dürfen, sondern geradezu gepflegt werden müssen.

Das Gefühl, wenn die Kugeln pfeifen würde es wohl anders sein, geht immer aus der Erkenntnis hervor, dass das beobachtete Verhalten zu grossen Verlusten führen würde. Nun giebt es im Kriege zahlreiche Fälle, wo die weitestgehende Missachtung der Möglichkeit von Verlusten die einzige Gewähr des Erfolges bietet; Fälle, in denen das Gelingen einer Sache von persönlicher Bravour abhängt oder davon, dass man gewalthätig und rücksichtslos gegen sich und andere bis zur Vernichtung Verluste riskiert.

In langer Friedenszeit wird der Wert des Lebens gar viel höher eingeschätzt, als in kriegsrischen Zeiten. Da ist es notwendig, dass man bei der gefahrlosen Kriegsvorbereitung, in Fällen

wo im Kriege der Erfolg von einer kecken Verachtung der offenbarsten Gefahr abhängen würde, sich selbst und alle Beteiligten an ein Verhalten gewöhnt, in dem eine solche Verachtung der Gefahr zum Ausdruck kommt.

Geschieht das nicht gedankenlos, sondern in klarer Erkenntnis der Situation und der Bedeutung der Sache, so wird von dieser Angewöhnung immer etwas für den Ernstfall haften bleiben.

Übrigens sind das Ausnahmefälle, die immer nur unter ungewöhnlichen Umständen vorkommen und die wohl zu unterscheiden sind von wirklich unrichtigem Verhalten in gewöhnlichen Situationen.

Jede Kritik, soll sie Nutzen stiften, muss aber gelten lassen, was überhaupt annehmbar ist. Darum ist es geboten, auch bei solchem unrichtigen Verhalten in gewöhnlichen Situationen annehmbares und unstatthafte auseinander zu halten.

Es giebt Unrichtigkeiten, die sich „wenn mal die Kugeln pfeifen“ ganz von selbst korrigieren, bevor sie zu Schaden vermochten und ohne dass es auf die Truppenausbildung schädlich wirkt, wenn sie im Manöver geduldet werden. Die darf man milde beurteilen.

Daneben giebt es aber Unrichtigkeiten, die die Folge verdorbener Auffassung und unklarer Denkweise sind; Fehler, die die Anschauungen und Gewohnheiten der Führer und der Mannschaft fortgesetzt weiter verderben und im Kriege verhängnisvoll werden müssen.

Solchen Fehlern ist mit aller Schärfe und mit allen Mitteln auf den Leib zurückzugehen, und solcher Fehler gab es in den letzten Manövern viele.

Sie sind vorzugsweise natürlich der mangelnden Routine zuzuschreiben; aber zu einem guten Teile auch der herrschenden Anschauung, unserer offiziellen Gefechtslehre und nicht zuletzt der Art der Kritik.

Diese „Art der Kritik“ hängt zwar ebenfalls mit der mangelnden Routine zusammen; aber doch auch mit dem Umstande, dass man sich immer mehr scheut, während der Manöver oder nachher gründlich und allseitig und sachlich streng, ohne Umschreibung und ohne nach rechts und nach links zu sehen, Fehler zu rügen.

Alle diese Faktoren haben miteinander zur Folge, dass die gleichen Fehler immer wieder zum Vorschein kommen und zur Gewohnheit werden, wodurch uns ein grosser Teil des Nutzens der Manöver entgeht.

Über den Angriff.

Ein Mangel, der beim Angriffe hauptsächlich zu Tage getreten ist, bezieht sich auf die Beachtung der Hauptfeuerdistanz und auf das Streben nach Feuerüberlegenheit. Wenn man bedenkt, dass sich beim Angriffe eigentlich alles um Hauptfeuerdistanz und Feuerüberlegenheit dreht, so muss man auch erkennen, dass jener Mangel sehr bedeutungsvoll ist.

Die Hauptfeuerdistanz ist doch die Grenze, bis zu der mit Schützenlinien an einen intakten Gegner herangegangen werden kann. Wurde man nicht schon vorher dazu gezwungen, so ist jedenfalls hier das Feuer zu eröffnen. Das zu unterlassen und weiter vorzugehen, wäre im Kriege wohl sehr kühn, aber eine Kühnheit, die sich schwer strafen würde. In vielen Fällen könnte vielleicht gesagt werden, dies sei eine jener Unrichtigkeiten, die sich einst von selbst korrigieren werden.

Das mag sein. Aber dann sind bereits Verluste entstanden, unnötiger- und nutzloserweise. Auch könnte von Selbstkorrektur jedenfalls nur dann gesprochen werden, wenn der Fehler nicht gross ist, wenn nicht weit über die Linie hinausgegangen wurde, die als Hauptfeuerstellung hätte eingenommen werden müssen; denn an ein Zurückgehen dorthin ist nicht mehr zu denken.

Wenn dann aber gar Schützenlinien auf 300, ja 200 m an einen feuernden Gegner herangeführt werden, über offenes Gelände, ohne einen Schuss zu thun, mit der Absicht da vorne den Gegner mit Magazinfeuer zu „überschütten“, so ist das wohl auch etwas, das im Kriege nicht zur Ausführung gelangte; schon der Versuch dazu würde ganz von selbst unterbleiben. Indessen lässt ein solches Verhalten im Manöver eine so hoffnungslose Unschuld in taktischen Dingen erkennen, dass man mit Sicherheit sagen kann: die arme Truppe würde im Kriege früher oder später dem Feinde ans Messer geliefert.

Solches kam in den letzten Manövern vor. Ja noch mehr. Hinter jenen dem Tode geweihten Schützenlinien rückten auf einige Entfernung schulgerecht Unterstützungen nach, und diesen folgten Bataillonsreserven, Kompagnien in offener Zuglinie oder Pelotonskolonne. Alles nach dem Dogma vom Rückhalt für die Schützenlinie, von deren allmählichen Verstärkung, vom Impuls zum Vorrücken, und, allerdings gegen den Lehrsatz, alles im nahen Bereiche überlegnen feindlichen Feuers. Ave imperator! Nur das wäre statt des Hurra einer solchen Truppe auf den Todesgang noch mitzugeben; das übrige ist stilgerecht.

Es sei nochmals zugegeben, derartiges hört im Kriege ganz von selbst auf; aber abgesehen von den Verlusten, die erst noch belehrend auftreten müssen, damit solche Vernunftwidrigkeit nicht über die ersten Anfänge hinaus gelange, sind doch die Manöver nicht dazu da, dass Dinge aufgeführt werden, die der Krieg ohne weiteres verbietet.

So schwer es hält in die Friedensmanöver einige Kriegswahrscheinlichkeit zu bringen, so leicht ist es bei einiger Sorgfalt doch, aus den Manövern alles fernzuhalten, was zum Kriege in direktem Gegensatze steht.

Die Einrede: „Im Kriege wäre es anders“, ist in solchen Fällen nie eine Entschuldigung, sie ist nur ein Trost für den, der solchen Verkehrtheiten gegenüber nicht gleichgültig zu sein vermag. Ein schwacher Trost immerhin, schon deswegen, weil sein Bedürfnis durch so sichere Zeichen totaler Unfähigkeit hervorgerufen wird.

Nicht vollständige Beruhigung vermag es fernerhin zu gewähren, dass ein Angriffsverfahren, wie das geschilderte, doch nur vereinzelt war. Es war aus dem Grunde nur vereinzelt, weil sich ähnliche Ausgangssituationen nicht oft wiederholten. Wer aufmerksam beobachtete musste erkennen, dass das Fehlerhafte, das in dem angeführten Beispiele bis zum Exzess getrieben wurde, sehr verbreitete Tendenz war.

Wohl freilich nur unbewusste Tendenz, weil dem Handeln die planvolle Absichtlichkeit fehlte.

Alles trachtete rasch vorwärts zu kommen, nur vorwärts, an den Gegner heran. Daher rührte es, dass in offenem Gelände von der Kampfeseröffnung an, auch wenn diese auf 700 und 800 m erfolgte, gewöhnlich keine Ruhe mehr in die Schützenlinien kam, bis die Parteien auf 300 und 200 m aneinander waren.

Auf diesen kürzesten Entfernungen ereignete sich gewöhnlich das, was auf die Hauptfeuerdistanz gehört: die Vorwärtsbewegung kam zum Stehen, der Kampf nahm hinhaltenden Charakter an, die Unterstützungen wurden eingesetzt, teilweise auch die Bataillonsreserven, etwas wie das Bestreben nach Feuerüberlegenheit kam zum

Vorscheine; nicht zielbewusst allerdings und planvoll, sonst wäre es schon lange vorher geschehen, im Ernstfalle unausführbar, zu spät auch schon deshalb, weil der Feind mit Musse alle Gegenmassregeln hatte treffen können.

Man hat es hier mit einem Ergebnis der ganz unrichtig erfassten Lehre vom Geiste der Offensive zu thun. Es war ein manövermässiger Offensivgeist, der auf den Krieg nicht übertragbar ist. So ist der Satz nicht zu verstehen, dass man den Feind mit den Beinen schlägt.

Der Drang nach vorwärts, der wenigstens in den vordersten Staffeln mit wenig Ausnahmen erkennbar war, ist an und für sich schon sehr wertvoll; es lässt sich damit was machen. Er ist das deutliche Merkmal, dass die Notwendigkeit des frischen Drauflosgehens im Prinzip erfasst worden ist.

Jetzt muss er aber in geordnete Bahnen gelenkt werden; es muss Überlegung und Klarheit in die Sache kommen.

Klarheit ist vor allen Dingen notwendig in den für jede Kampfeshandlung grundlegenden Lehren von der Hauptfeuerdistanz und von der Feuerüberlegenheit.

Das sind urpraktische Lehren, nie versagende Grundsätze, die sich auf nichts andres als unmittelbar auf Waffenwirkung beziehen, und denen schon deshalb nichts doktrinäres anhaftet.

Ihre vernünftige, dem Gelände und der Aufgabe angepasste Anwendung drückt jeder Aktion sogleich den Stempel zielbewussten Willens auf.

Die Hauptfeuerdistanz befindet sich an der Grenze der Zone der grössten Feuerwirkung. Diese ist in offenem Gelände auf ungefähr 600 m, in bedecktem entsprechend näher, d. h. da wo man auf den Gegner stösst.

Auf der Hauptfeuerdistanz wird der Kampf entschieden.

Hier hört die Vorwärtsbewegung vorderhand auf und das Feuer beginnt. Hier soll der Gegner erschüttert werden. Es sind ihm so starke Verluste beizubringen, dass seine Feuerkraft gebrochen wird. Das wird aber nur durch überlegnes Feuer erreicht.

Auf der Hauptfeuerdistanz ist deshalb die Feuerüberlegenheit anzustreben; sie allein entscheidet den Kampf. Sie hängt jedoch nicht von der Gesamtstärke der Parteien ab, sonst wäre sie meistens von vorneherein gegeben, von „anstreben“ wäre nicht zu sprechen, und als besonders bedeutungsvoller taktischer Lehrsatz könnte sie auch nicht mehr hingestellt werden.

Das wäre eine müssige Lehre, die sich in der Praxis auf ein zufälliges allgemeines Zahlenverhältnis zuspitzte.

Zu einer solchen müssigen Lehre wird aber die von der Feuerüberlegenheit gemacht, wenn

auf der Hauptfeuerdistanz die Tiefengliederung des vordersten Treffens nach irgend welchen andern Rücksichten geschieht als nach der, mehr Gewehre in Thätigkeit zu haben als der Feind.

Mit Unterstützungen und Bataillonsreserven schlägt man den Feind nicht. Solange sich in wirksamem Feuerbereiche noch ein Gegner regt, gehören alle verfügbaren Gewehre in die Schützenlinie, sind Unterstützungen nicht berechtigt. Und solange wegen des gegnerischen Feuers die Möglichkeit aus der Hauptfeuerdistanz vorzurücken noch nicht geschaffen ist, sind Bataillonsreserven ein unheilvoller Luxus. Nur mangelnder Entwicklungsraum könnte das Zurückhalten von Bataillonsreserven rechtfertigen.

Unterstützungen und Bataillonsreserven auf der Hauptfeuerdistanz und von da an nur nach und nach einzusetzen, um die Schützenlinie allmählig zu verstärken, um die Lücken zuzustopfen, die das Feuer des Gegners gerissen hat, ist der grossen Wahrheit, die in der Lehre von der Feuerüberlegenheit liegt, direkt entgegenstehend.

Je länger es dauert bis die Feuerüberlegenheit hergestellt ist, desto mehr schwindet die Aussicht sie überhaupt zu erhalten, desto rascher mehren sich die eignen Verluste, und zuletzt fällt dem Gegner die Feuerüberlegenheit in den Schoss, ob er sie suchte oder nicht.

Die Feuerüberlegenheit braucht von Anfang an nicht „erkämpft“ zu werden, wie so oft der Ausdruck lautet. Man braucht sie nur zu nehmen; doch das muss rasch geschehen, sonst nimmt sie der Gegner.

Wer zauderte und deshalb die Feuerüberlegenheit nicht erhaschte, der muss sie nachher allerdings „erkämpfen“; aber wenn es dann überhaupt noch gelingt, so jedenfalls nur unter furchtbaren Verlusten.

Ob also die Gesamtkraft, über die man an einem Gefechtstage verfügt, geringer sei als die des Gegners, ist einerlei. Wo man auf den Gegner stösst, hat man nur noch zu trachten, ihm in der Feuerüberlegenheit zu vorzukommen, durch die brutalste Entfaltung der ganzen Kraft, die eben zur Stelle ist. Das giebt den Ausschlag.

Ist dann durch das kräftige Wirken von der Hauptfeuerdistanz aus die Feuerkraft des Gegners gebrochen, so darf man nun nicht zögern die reife Frucht zu pflücken.

Jetzt beginnt das letzte, entscheidende Vorgehen. Staffelweise in einigen Sprüngen führt es nahe an den Gegner heran, auf 300, 200 m, zum abschliessenden Magazinfeuer.

An die Möglichkeit, dass der Gegner im letzten Augenblicke Verstärkungen erhalten könne, darf man gar nicht denken. Der durch rasche Energie errungne Vorteil kann nicht mehr ent-

rissen werden, wenn er mit gleicher Energie bis zum Ende ausgebeutet wird.

Wohl werden die hintern Staffeln des Gegners demnächst auch eintreffen. Dann geht eben der Tanz aufs neue an; denn das eigne Gros ist unterdessen auf nichts andres bedacht als an den Gegner zu kommen, um den Erfolg der Avantgarde weiter zu entwickeln, das Gros des Gegners zu treffen bevor es seine volle Kraft entfalten und seine Übermacht zur Geltung bringen kann. Noch ein Erfolg wie der erste — und eine bedeutende Übermacht ist schon ausgeglichen. Und wo sich ein Gegner zeigt, fortgesetzt mit allen Mitteln die Feuerüberlegenheit erstrebt — und das ursprüngliche Machtverhältnis wendet sich ins Gegenteil.

Wenn aber das Gros nicht nachkommt, dann freilich geht es anders, und es gieng gewöhnlich anders in den letzten Manövern; denn das Gros kam nicht nach.

Da wo die Avantgarde scharf vordrängte, anfänglich zu scharf in der Bewegung und zu wenig scharf mit dem Feuer und so an den Gegner angerannt war, kam regelmässig der Augenblick wo sie dem Gegner allein gegenüber stand, vom Gros abgesondert. Fragte man, wo das Gros bleibe, so erfuhr man: „Es marschirt auf.“ Zur Katastrophe für die Avantgarde wäre es zwar gewöhnlich nicht gekommen; denn der Gegner machte es ebenso.

Es kam aber auch vor, dass die Avantgarde nicht vordrängte, dass sie weder vorwärtsstürmte, noch kräftige Waffenwirkung entwickelte; da trat lange dauernder Stillstand ein.

Erkundigte man sich nach dem Grunde, so hiess es: „Das Gros marschirt auf und die Avantgarde soll nicht durchbrennen.“

Es ist ja richtig, mit dem Wortlaute einer gewissen Theorie stimmt das überein; und hat mans nur mit einem gleich starken und etwa gar noch mit einem gleich langsamen Gegner zu thun, so mag's auch gehen. Einem gleich langsamen Gegner gegenüber kommt man noch immer früh genug, und ist er obendrein nicht einmal stärker, so darf man ihm wohl die Zeit zu rubigem Aufmarsche gewähren, die man zu seinem eignen doch auch braucht.

Unter solchen Voraussetzungen ist das alles gewiss richtig. Soll man hingegen einen stärkeren Gegner schlagen und ist dieser etwa gar noch gewandter und rascher und energischer, so reicht ein solches Verhalten nirgends mehr hin, als ins Elend.

Dass und warum das so ist, geht aus den vorstehenden Ausführungen über Hauptfeuerdistanz und Feuerüberlegenheit klar genug hervor und es wäre nun zu untersuchen, welches Verhalten des Gros diesen Ausführungen entspricht.

Dies eingehend zu thun, mit allen Erwägungen und Begründungen, bis in den letzten Kern der Sache, wie das in solchen Dingen notwendig ist, würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausführen. Es soll an andrer Stelle geschehen. Hier sei bloss erwähnt, dass jene Aufmärsche des Gros in Rendezvousformationen, wenn die Avantgarde auf den Gegner gestossen ist, unstatthaft sind.

Sie sind unstatthaft schon wegen des enormen Zeitverlusts, der für den Gegner entsprechender Gewinn ist, und dann auch deshalb, weil der durch diese Aufmärsche bedingte Halt unmittelbar vor dem Kampfe auf das moralische Element einer Truppe verderblich wirkt.

War bis dahin rasch marschirt worden, so ist, wenns vorne knattert, die Marschgeschwindigkeit aufs höchste zu steigern. Eine Truppe darf gar nie etwas andres zu sehen bekommen und lernen, als das. Wird statt dessen gehalten, um aufzumarschieren, so wirkt dieser Halt wie ein Erlahmungsbazillus, der die ganze Truppe ansteckt. Tief in der Menschennatur liegt es begründet, dass kurz vor dem Kampfe alle Musse und Gelegenheit, den Gedanken über Tod und Leben nachzuhängen, von der Truppe ferngehalten werden muss. Derartiges Nachsinnen und Grübeln in solchem Augenblicke bringt wieder näher mit allem zusammen, was hinter uns liegt, und regt im kriegsungewohnten Kulturmenschen den Trieb zu Leben und Glückseligkeit stärker an als je zuvor.

Dies alles muss wohl ins Auge gefasst werden. Solche Rücksichten sind mitunter sogar ausschlaggebend. Im vorliegenden Falle verstärken sie nur die taktischen Gründe, die dem Gros den Aufmarsch in Sammelformationen verbieten.

Ist die Avantgarde auf den Gegner gestossen, so muss auch im Gros den verschiedenen Staffeln oder Verbänden ihre Angriffsrichtung angewiesen werden, und aus der Marschkolonne heraus wird nach diesen Angriffsrichtungen abgebogen.

Von da an beginnt das Auseinanderziehen der Verbände durch Staffelung der Einheiten, die Bataillone staffeln die Kompagnien und diese marschieren in sich auf. Alles allmähig, alles in unaufhaltsamer Vorwärtsbewegung bis an den Feind.

Die Kompagnien treten auf diese Weise einzeln ins Feuer, und gerade das ist allein richtig; eine nach der andern, jede in der ihr zugewiesenen Angriffsrichtung, und das Hineinwerfen von Kompagnien in den Kampf darf bis zur letzten nicht aufhören, bis die Feuerüberlegenheit erreicht, der Gegner geworfen ist. So soll der Aufmarsch sein; ein Aufmarsch zum Kampfe, nicht zur Sammelstellung.